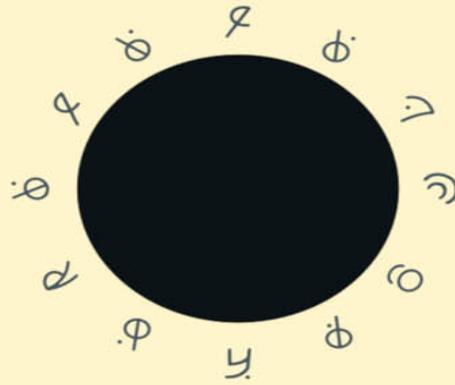


GOLKONDA

TADE THOMPSON

ROSE WATER



ROMAN



TADE THOMPSON

**ROSE
WATER**

Band 1 der Wormwood-Trilogie

Aus dem Englischen von Jakob Schmidt

GOLKONDA

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel Rosewater bei Apex Publications, Lexington, Kentucky, USA.
Die britische Erstausgabe erschien 2018 bei Orbit, einem Imprint der Little, Brown Book Group, London, UK.

© 2016 by Tade Thompson
Mit freundlicher Genehmigung des Autors

Deutsche Erstausgabe
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Golkonda Verlag
in Europa Verlage GmbH, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Zitiert wurden
Percy Bysshe Shelley, »Osymandias« (1866) in der Übersetzung von Adolf Strodtmann (Seite 97) und
Niccoló Machiavelli, »Der Fürst (Il Principe)« (1532) in der Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowksi (Seite 344)

1. eBook-Ausgabe 2020
Umschlaggestaltung: © s.BENeš (benswerk.com)
Lektorat: Melanie Wylutzki
Satz: Danai Afrati

Konvertierung: Bookwire

ePub-ISBN: 978-3-96509-011-8

Das eBook einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Alle Rechte vorbehalten.
www.golkonda-verlag.de

Für David. Willkommen zu Hause!

Inhalt

KAPITEL 1: Rosewater: Tag der Öffnung 2066

KAPITEL 2: Rosewater: 2066

ZWISCHENSPIEL: MISSION Lagos: 2060

KAPITEL 3: Rosewater: 2066

KAPITEL 4: Lagos: 2032, 2042, 2043

KAPITEL 5: Rosewater, Lagos: 2066

KAPITEL 6: Wo später Rosewater entsteht, Maiduguri:
2055

KAPITEL 7: Lagos, Rosewater: 2066

KAPITEL 8: Lagos: 2043

KAPITEL 9: Rosewater

KAPITEL 10: Lagos: 2045

KAPITEL 11: Rosewater: 2066

ZWISCHENSPIEL: MISSION Rosewater: 2056

KAPITEL 12: Lagos: 2055

KAPITEL 13: Rosewater: 2066

KAPITEL 14: Unbekannte Militärbasis: 2055

ZWISCHENSPIEL: MISSION Rosewater: 2057

KAPITEL 15: Rosewater, Lagos: 2066

KAPITEL 16: Unbekannte Militärbasis, Lagos: 2055

KAPITEL 17: Lagos, Rosewater, Akure, Kano, Abuja,
andere: 2066

KAPITEL 18: Lagos: 2055

ZWISCHENSPIEL: MISSION Rosewater: 2059

KAPITEL 19: Rosewater: 2066

KAPITEL 20: Lagos: 2055

KAPITEL 21: Rosewater, Lagos: 2066

ZWISCHENSPIEL: MISSION Kainji-Staudamm,
Niger: 2057

KAPITEL 22: Lagos: 2055

KAPITEL 23: Rosewater: 2066

ZWISCHENSPIEL: TREIBEND Rosewater: 2065

KAPITEL 24: Das Lijad, unbekannte Militärbasis: 2055

KAPITEL 25: Rosewater: 2066

ZWISCHENSPIEL: GESUNDHEITSCHECK Ubar,
Rosewater: 2061

KAPITEL 26: Unbekannte Militärbasis, auf dem Grund, wo
später Rosewater entstehen wird: 2055

KAPITEL 27: Rosewater: 2066

KAPITEL 28: Die Gegend, wo einmal Rosewater entstehen
wird: 2055

ZWISCHENSPIEL: MISSION Maiduguri: 2055

KAPITEL 29: Rosewater, Biodom: 2066

KAPITEL 30: Die Gegend, wo später einmal Rosewater
entstehen wird: 2055

ZWISCHENSPIEL: MISSION Amerikanische Kolonie,
Lagos: 2066

KAPITEL 31: Rosewater: 2066

Danksagung

KAPITEL 1

Rosewater: Tag der Öffnung 2066



Ich bin seit vierzig Minuten in der Integrity Bank bei der Arbeit, als Angstzustände einsetzen. So fängt der Tag bei mir meistens an. Diesmal geht es um eine Hochzeit und um eine Abschlussprüfung, wenn auch nicht um meine Hochzeit oder meine Abschlussprüfung. Von meinem Platz am Fenster aus kann ich die Stadt sehen, aber nicht hören. Aus dieser Höhe betrachtet scheint alles in Rosewater seinen geordneten Gang zu gehen. Häuserblöcke, Straßen, Verkehr, der sich zäh um die Kuppel windet. Von hier aus sieht man sogar die Kathedrale. Das Fenster befindet sich zu meiner Linken, und ich sitze mit vier anderen freien Mitarbeitern an einem Ende des ovalen Tisches. Wir befinden uns ganz oben im fünfzehnten Stock. Über unseren Köpfen gibt es ein großes offenes Deckenlicht von einem Quadratmeter, und nur ein Sicherheitsgitter trennt uns vom Morgenhimmel. Von weißen Wolken gesprenkeltes Blau. Noch gleißt die Sonne nicht, aber später wird sie es. Die Raumtemperatur wird

trotz des offenen Fensters von einer Klimaanlage reguliert, eine Energieverschwendung, die sich die Integrity Bank gut leisten kann. Solche Kosten übernehmen sie gerne.

Rechts neben mir gähnt Bola. Sie ist schwanger und wird dieser Tage schnell müde. Außerdem isst sie viel, aber das ist wohl nicht anders zu erwarten. Ich kenne sie seit zwei Jahren, und in beiden war sie schwanger. Schwangerschaften gehören zu den Dingen, bei denen ich nicht ganz durchblicke. Ich bin Einzelkind und hatte, als ich klein war, nie mit Haustieren oder Nutztvieh zu tun. Ich hatte eine rastlose Kindheit, und Biologie hat nie zu meinen Interessensgebieten gehört, nur mit der Mikrobiologie musste ich mich später eingehend auseinandersetzen.

Ich versuche, mich zu entspannen, und konzentriere mich auf die Bankkunden. Die Angst vor der Hochzeit kommt wieder hoch.

Über der Tischmitte erhebt sich ein holografischer Teleprompter. Derzeit besteht er nur aus zufälligen Lichtwirbeln, aber in ein paar Minuten wird er zum Leben erwachen und Text zeigen. Es gibt ein Nachbarzimmer, in dem die Nachtschicht gerade Feierabend macht.

»Ich habe gehört, dass sie letzte Nacht Dumas gelesen haben«, sagt Bola.

Reiner Small Talk. Es ist unwichtig, was die andere Schicht liest. Ich lächle und schweige.

Die Hochzeit, die ich erahne, steht in drei Monaten an. Die Braut hat ein paar Pfund zugelegt und weiß nicht, ob sie ihr Kleid ändern oder sich das Fett absaugen lassen soll. Bola ist besonders schön, wenn sie schwanger ist.

»Sechzig Sekunden«, sagt eine Stimme aus dem Lautsprecher.

Ich nehme einen Schluck Wasser aus dem Krug, der auf dem Tisch steht. Die anderen Mitarbeiter sind neu. Sie sind nicht so förmlich angezogen wie Bola und ich, sondern

tragen Tanktops und T-Shirts und Metall im Haar. Sie haben Telefonimplantate.

Ich hasse Implantate in jeder Form. Ich habe genau eines. Ein Standard-Ortungsimplantat ohne irgendwelche Erweiterungen. Nur die Basisversion, aber Grundvoraussetzung bei meinem Arbeitgeber.

Die Prüfungsangst ebbt ab, bevor ich ihre Quelle isolieren und genauer in Augenschein nehmen kann. Ist mir nur recht.

Die Metallstücke, die diese jungen Leute in den Haaren tragen, stammen aus Flugzeugabstürzen. Lagos, Abuja, Jos, Kano und alles dazwischen. Auf jeder Inlandsfluglinie Nigerias gibt es seit Anfang der 2000er Abstürze. Diese Leute tragen Rumpfteile als Schutzamulette.

Bola erwischt mich beim Starren und blinzelt. Dann packt sie ihren Snack aus, ein paar kalte Moi Mois. Die orangefarbenen Bohnenpasteten sind in Blätter gewickelt, wie früher. Ich wende den Blick ab.

»Los«, sagt der Lautsprecher.

Der Text von Platons *Der Staat* läuft langsam und gleichmäßig in geisterhaften holografischen Schriftzeichen über das zylinderförmige Display. Wie die anderen auch, manche laut, manche leise, beginne ich zu lesen. Wir treten in die Xenosphäre ein und errichten die Firewall für die Bank. Ich fühle den wohlvertrauten kurzen Schwindel; der Text wabert und wird durchscheinend.

Täglich führen etwa fünfhundert Kunden Finanztransaktionen in diesem Gebäude durch, und jede Nacht schließen Mitarbeiter hier rund um die Welt Deals ab, was unsere Arbeit zu einem 24-Stunden-Job macht. Nichtregistrierte Empfänger stellen unseren Schutzwall auf die Probe, Kriminelle, die versuchen, persönliche Daten aufzuschnappen. Es geht um Geburtsdaten, PINs, Mädchennamen der Mutter und vorangegangene

Transaktionen, die alle zahm im Vorderhirn des Kunden herumdümpeln, im Arbeitsgedächtnis, und nur darauf warten, dass Freibeuter, gierige Empfänger ohne richtige Ausbildung, sie sich holen.

Leute wie ich, Bola Martinez und die Blechköpfe haben gelernt, sie zurückzuschlagen. Und genau das tun wir. Wir lesen Klassiker, um die Xenosphäre mit irrelevanten Worten und Gedanken zu fluten, eine Firewall des Wissens, die sogar bis ins Unterbewusstsein des Kunden vordringt. Ein Professor hat mal eine Studie dazu durchgeführt. Er stellte eine Korrelation zwischen dem für die Firewall verwendeten Textmaterial und den Handlungen des Kunden im weiteren Verlauf des Jahres fest. Jemandem, der nie Shakespeare gelesen hatte, konnten plötzlich Schnipsel aus *König Lear* einfallen.

Wir könnten die Eindringlinge aufspüren, wenn wir wollten, aber dafür interessiert sich die Bank nicht. Es ist kompliziert und teuer, in der Xenosphäre begangene Verbrechen zu ahnden. Solange niemand ums Leben kommt, interessieren die Gerichte sich deshalb nicht dafür.

Die Schlangen an den Geldautomaten, so viele Menschen, so viele Sorgen, Wünsche und Leidenschaften. Ich bin es leid, die Leben anderer durch meinen Kopf zu filtern.

Gestern ging ich in den Peiraieus hinab mit Glaukon, dem Sohne des Ariston, um zur Göttin zu beten und zugleich das Fest zu schauen, wie sie es begehen würden, da sie es jetzt zum ersten Male feiern. Wirklich fand ich den Zug der Einheimischen schön; doch nicht minder gut nahm sich der aus, welchen die Thraker bildeten. Nachdem wir gebetet und uns satt gesehen, kehrten wir zur Stadt zurück ...

Wenn man in die Xenosphäre eintritt, erzeugt man ein projiziertes Selbstbild. Die unausgebildeten, wilden

Empfänger projizieren ihr wahres Selbst, aber Profis wie ich lernen, ein kontrolliertes, selbst gewähltes Bild zu erschaffen. Meins ist ein Greif.

Meine erste Attacke des Tages kommt von einem Mann in mittleren Jahren, der in einem Stadthaus in Yola lebt. Er ist gertenschlank und ziemlich dunkelhäutig. Als ich ihn warne, zieht er sich zurück. An seiner Stelle taucht sofort ein Teenager auf. Wenn das so schnell geht, befinden sich die beiden wahrscheinlich körperlich am selben Ort, in einer Hackerfarm. Manchmal werden Empfänger von kriminellen Verschwörungen eingesackt und in »Mumbai-Kombos« zusammengesteckt – eine Art Callcenter mit in Reihe geschalteten Blackhat-Hackern.

Ich kenne das alles. Heutzutage gibt es nicht mehr so viele derartige Attacken wie damals, als ich in der Branche angefangen habe, und ein bisschen frage ich mich, ob wir sie mit unserer guten Arbeit abschrecken. Wie dem auch sei, ich langweile mich jetzt schon.

In der Mittagspause kommt einer der Blechköpfe rein und setzt sich neben mich. Er fängt an, von der Arbeit zu reden, erzählt mir von einem Eindringling, den er nur mit Mühe und Not erwischt hat. Er sieht aus wie Mitte zwanzig und findet es noch aufregend, Empfänger zu sein. Alles ist neu und frisch und interessant für ihn, er ist das genaue Gegenteil eines Zynikers wie mir.

Offensichtlich ist er verliebt. Sein Selbstbild zeigt, dass er Nähe empfindet. Er ist gut genug, um zu verbergen, um wen es sich bei der anderen Person handelt, aber nicht so gut, dass er seine eigene enge Bindung verschleiern könnte. Ich sehe den Schatten, den Geist an seiner Seite. Weil ich ihn nicht in Verlegenheit bringen will, verliere ich kein Wort darüber.

Er hat Kruzifixe aus seinen Blechstücken gemacht und trägt sie an einem Zopf, der an der linken Schläfe beginnt, um seinen Hals liegt und in seinem Hemdkragen verschwindet. Ansonsten trägt er das Haar kurz.

»Ich bin Clement«, sagt er. »Mir ist aufgefallen, dass du meinen Namen nie verwendest.«

Das stimmt. Vor zwei Wochen hat einer der Abteilungsleiter mich ihm vorgestellt, aber ich habe seinen Namen sofort wieder vergessen und verwende immer nur Pronomen für ihn.

»Mein Name ...«

»Du bist Kaaro. Ich weiß. Alle wissen, wer du bist. Entschuldigung, aber ich muss einfach fragen. Stimmt es, dass du in der Kuppel warst?«

»Das ist ein Gerücht«, sage ich.

»Ja, aber ist es wahr?«, fragt Clement.

Draußen vor dem Fenster kriecht die Sonne viel zu langsam über den Himmel. Warum bin ich hier? Was mache ich hier?

»Darüber möchte ich lieber nicht reden.«

»Gehst du heute Abend hin?«, fragt er.

Ich weiß, was heute Abend stattfindet. Und ich habe keinerlei Interesse daran, hinzugehen.

»Vielleicht«, sage ich. »Vielleicht habe ich auch zu viel zu tun.«

»Womit?«

Der Junge ist ziemlich neugierig. Ich habe auf ein kurzes, höfliches Gespräch gehofft, aber jetzt muss ich mich plötzlich auf ihn und meine Antworten konzentrieren. Er lächelt, ist freundlich, gesellig. Das sollte ich erwidern.

»Ich gehe mit meiner Familie«, sagt Clement. »Wie wär's, wenn du mitkommst? Ich schicke dir meiner Nummer aufs Telefon. Ganz Rosewater ist da.«

Genau das ist es, was mir daran missfällt, aber das sage ich Clement nicht. Ich lasse mir seine Nummer geben und sende aus Höflichkeit meine an sein Telefonimplantat, aber ich sage nicht zu.

Im Laufe meines Arbeitstags bekomme ich noch vier weitere Einladungen zur Öffnung. Die meisten lehne ich ab, aber bei Bola kann ich nicht Nein sagen.

»Mein Mann hat für den Abend eine Wohnung mit Kuppelblick angemietet«, sagt sie und reicht mir einen Zettel, auf dem die Adresse steht. Mit einem abfälligen Gesichtsausdruck erklärt sie mir, dass man für so etwas keine Bäume umbringen müsste, wenn ich ein richtiges Implantat hätte. »Iss nicht zu Hause. Ich koche was.«

Um 18 Uhr ist der letzte Kunde gegangen, und wir tippen alle an unseren Plätzen vor uns hin, halten die versuchten Übergriffe fest und gleichen unsere Aufzeichnungen ab, um festzustellen, ob es irgendwelche Treffer gibt. Zum Scherzen sind wir zu müde. Wir bekommen nie eine Rückmeldung zu unseren Berichten über die Tagesereignisse. Es gibt keine Musteranalyse und keinen Trendgraphen. Das Datenmaterial wird in ein bürokratisches schwarzes Loch gesogen. Langsam wird es dunkel, und alle sind nun wieder mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, wenn auch noch passiv mit der Xenosphäre verbunden. Im Hintergrund läuft leise Musik – »Blue Alien« von Jos. Klingt durchaus angenehm, aber ich bevorzuge sehr viel ältere Sachen. Entfernt ist mir bewusst, dass gerade ein Schachspiel stattfindet, aber mir ist egal, wer gegen wen. Ich spiele selbst nie Schach, deshalb verstehe ich ohnehin nicht, wer gewinnt.

»He, Greif«, sagt jemand.

Ich merke auf, aber zu spät. Sie ist weg. Eindeutig eine Frau. Ich erhalte einen nebelhaften Eindruck von einer blühenden Blume, etwas Blauem, aber das war's auch schon. Ich bin zu müde und zu faul, um der Sache nachzugehen, also schicke ich meinen Tagesbericht ab und fülle den elektronischen Stundenzettel aus.

Mit dem Fahrstuhl fahre ich ins Erdgeschoss. Den Großteil des Bankgebäudes habe ich noch nie von innen gesehen. Die freien Mitarbeiter haben Zutritt zum Expressaufzug. Er ist nicht gekennzeichnet und wird vom Sicherheitspersonal bedient, das uns sehen kann, obwohl wir weder den Mitarbeiter noch seine Kamera sehen. Vielleicht ist es Magie. Der Fahrstuhl kommt einem wie eine elegante Holztruhe vor. Es gibt keine Knöpfe, und man sollte in seinem Innern keine vertraulichen Gespräche führen. Als ich ihn diesmal verlasse, sagt der Posten: »Einen frohen Öffnungstag.« Ich nicke, bin mir allerdings nicht ganz sicher, in welche Richtung ich dabei sehen soll.

Die Lobby ist leer und dunkel. Säulen stehen reglos da wie viktorianische Tote, die für Fotos posieren. Normalerweise wird hier noch gearbeitet, wenn ich nach Hause gehe, aber wahrscheinlich durften die Angestellten heute wegen der Öffnung früher nach Hause.

Inzwischen ist es Nacht. Das blaue Leuchten der Kuppel ist allgegenwärtig, wenn auch nicht hell genug, um dabei zu lesen. Die Hochhäuser zu meiner Linken versperren mir den direkten Blick auf sie, aber das Licht rahmt jedes einzelne davon wie ein Sonnenaufgang und wird von den Häusern zur Rechten zurückgeworfen. Deshalb gibt es in Rosewater keine Straßenbeleuchtung. Ich gehe Richtung Alaba Station, wo ich die Bahn im Uhrzeigersinn nehmen werde, um die Kuppel zu umrunden. Die Straßen sind leer bis auf eine Streifenpolizistin, die locker ihren Schlagstock schwingt, während sie an mir vorübergeht. Weil ich einen

Anzug trage, macht sie sich nicht die Mühe, mich zu schikanieren. Ein Moskito sirrt an meinem Ohr vorbei, scheint sich aber nicht für mein Blut zu interessieren. Als ich die Bahnhofsvorhalle erreiche, habe ich kleine Schweißflecken unter den Achselhöhlen. Es ist ein warmer Abend. Ich schreibe meiner Wohnung, dass sie die Innentemperatur auf einen Grad unter der Außentemperatur herunterregeln soll.

In der Alaba Station drängen sich die Leute, die von der Arbeit im Geschäftsviertel kommen. Die Schlangen reichen bis draußen auf die Straße, aber die meisten fahren gegen den Uhrzeigersinn zur Kehinde Station, von der aus man den kürzesten Weg zur Öffnung hat. Ich zögere einen Moment, bevor ich eine Fahrkarte löse. Ich will erst nach Hause und mich umziehen, aber ich frage mich, ob es später schwierig werden wird, zu Bola und ihrem Mann zu kommen. Für einen Moment trete ich, ohne es zu wollen, mit der Xenosphäre in Kontakt, und ein feuchtheißer Schwall von Wut durchflutet mich - ein gehörnter Ehemann. Ich trenne die Verbindung und atme tief durch.

Ich fahre nach Hause. Obwohl ich einen Platz am Fenster habe, von dem aus man die Kuppel sehen kann, schaue ich nicht hin. Als mir das Licht auf den Gesichtern der anderen Fahrgäste auffällt, schließe ich die Augen, auch wenn ich damit nicht den herzhaften Duft der Akaras und das Geräusch ihrer belanglosen Gespräche ausblenden kann. Man sagt, dass jeder Mensch in Rosewater mindestens einmal pro Nacht von der Kuppel träumt, und sei es auch noch so kurz. Ich weiß, dass das nicht stimmt, weil ich noch nie von ihr geträumt habe.

Dass ich in der Bahn einen Sitzplatz bekommen habe, zeigt, wie groß die Anziehungskraft der Öffnung ist. Normalerweise sind die Waggons zum Bersten voll, und die

Hitze in ihnen rührt nicht von Heizelementen her, sondern von Körperwärme, Ausdünstungen und Verzweiflung.

Mit einer Verspätung von 25 Minuten aufgrund eines Stromausfalls des Nord-Ganglions erreiche ich Atewo. Ich blicke mich nach Yaro um, aber er ist nirgends zu sehen. Yaro ist ein lieber streunender Hund, der mir manchmal nach Hause folgt und dem ich Essensreste gebe. Für den Weg von der Haltestelle zu meinem Häuserblock brauche ich zehn Minuten. Als mein Telefon wieder Empfang hat, habe ich bereits vier neue Nachrichten. Bei dreien geht es um Aufträge. Die vierte ist von meiner anspruchsvollsten Arbeitgeberin.

Ruf sofort an. Und besorg dir ein neueres Telefonimplantat. Das Ding ist urzeitlich.

Ich rufe sie nicht an. Sie kann warten.

Ich wohne in einer teilweise automatisierten Zweibettwohnung. Da ich zwei Jobs habe, könnte ich mir eine bessere Wohnung mit einer voll humanisierten KI leisten, wenn ich wollte. Die Mittel dazu habe ich, aber kein Interesse. Ich ziehe mich aus, lasse meine Klamotten auf dem Boden liegen und suche mir etwas Lässiges heraus. Unentschlossen betrachte ich mein Pistolenhalfter. Ich mag keine Waffen. Ich gehe zum Wandsafe hinüber, der auf ein Signal meines ID-Implantats hin sichtbar wird, öffne ihn und überlege, ob ich meine Pistole mitnehmen soll. Neben ihr im Safe liegen zwei Magazine, eine Bronzemaske und ein durchsichtiges Röhrchen. Ich nehme das Röhrchen heraus und schüttele es, aber die Flüssigkeit darin ist so zäh, dass sie sich nicht bewegt. Dann stelle ich es zurück und beschliesse, keine Waffe zu tragen.

Rasch dusche ich, bevor ich mich auf den Weg nach draußen zur Öffnung mache.

Was lässt sich über die Öffnung sagen?

Es handelt sich um die Bildung einer Pore in der Biokuppel. Rosewater ist eine ringförmige Stadt, die um diese Kuppel herum entstanden ist. In den Anfangstagen haben wir dieses Konstrukt den »Doughnut« genannt. Ich war dabei. Ich habe gesehen, wie Rosewater von einer Zeltstadt, in der Kranke sich auf der Suche nach Wärme zusammendrängten, erst zu einer Art Westernstadt der Hoffnungsvollen und dann zu einer echten Gemeinde geworden ist. In den elf Jahren, seit es sie gibt, hat die Kuppel nicht einen Menschen eingelassen. Ich war der Letzte, der sie betreten hat, und kein anderer wird sie jemals wieder betreten. Rosewater hingegen ist genauso alt und wächst unentwegt.

Allerdings tut sich jedes Jahr für zwanzig bis dreißig Minuten eine Öffnung an der Südseite der Kuppel auf, in der Nähe des Kehinde-Viertels. Jeder, der sich zu diesem Zeitpunkt in der Umgebung befindet, wird von allen körperlichen und auch einigen geistigen Gebrechen geheilt. Es ist allerdings bekannt und dokumentiert, dass das Ergebnis nicht immer das Gewünschte ist, auch wenn die jeweiligen Leiden verschwinden. Manchmal geht bei der Rekonstruktion etwas schief, wie aufgrund fehlerhafter Baupläne. Niemand weiß, warum es zu den Heilungen kommt, aber es gibt Menschen, die sich bewusst selbst verletzen, um in den Genuss einer »Wiederaufbauoperation« zu kommen.

Bahnfahren kommt heute um diese Uhrzeit nicht mehr infrage. Ich nehme ein Taxi, das in die Gegenrichtung losfährt, einen weiten Bogen nach Süden schlägt und einem gewundenen Weg durch die Seitenstraßen und gegen den übrigen Verkehr folgt. Das funktioniert ganz gut, aber nur für eine Weile. Zu viele Autos und Motorräder und Fahrräder, zu viele Menschen, die zu Fuß unterwegs sind, zu viele Straßenkünstler, Prediger und Auswärtige. Ich

bezahle den Fahrer und gehe den Rest des Wegs zu Bolas vorübergehender Adresse zu Fuß. Das ist nicht weiter schwer, weil mein Weg nur ein Mal den der Pilgermasse kreuzt.

Oshodi Street ist so weit weg von der Kuppel, dass mich das Gedränge dort nicht behindert. Die Nummer 51 ist ein hohes, schmales, vierstöckiges Gebäude. Die Tür unten wird von einer leeren hölzernen Bierkiste offengehalten. Ich betrete einen Korridor, an den zwei Wohnungen und ein Aufzug anschließen. Ganz oben angekommen klopfe ich, und Bola lässt mich ein.

Das Erste, was mir entgegenschlägt, ist das Aroma und der Dampfschwall heißen Essens, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen und meinen Magen zum Grollen bringen. Bola reicht mir einen Feldstecher und führt mich ins Wohnzimmer. Sie selbst hat genau so einen an einem Gurt um den Hals baumeln. Ihr Hemd ist unten aufgeknöpft, sodass ihr nackter, praller Bauch herauschaut. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, die um die acht oder neun sind, rennen aufgekratzt umher und kichern fröhlich.

»Moment«, sagt Bola. Sie bedeutet mir, mitten im Zimmer stehen zu bleiben, und kommt mit einem Pappteller voller Akara, Dodo und Dundu wieder - die köstliche Street-Food-Triade aus frittiertem Bohnenmus, frittierter Kochbanane und frittiertem Yams. Mit der freien Hand führt sie mich auf die Veranda, wo vier Liegestühle mit Blick auf die Kuppel aufgestellt sind. Ihr Mann, Dele, sitzt in einem davon, der daneben ist leer, der dritte ist von einer Frau besetzt, die ich nicht kenne, und der vierte ist für mich reserviert.

Dele Martinez ist ein rundlicher und fröhlicher, aber stiller Mann. Ich habe ihn schon oft getroffen, und wir kommen gut miteinander aus. Bola stellt mir die Frau als

Aminat vor, eine Schwester, aber so, wie sie das Wort betont, könnte es auch heißen, dass sie eine alte Freundin ist, die ihr so nahesteht wie ein Familienmitglied. Sie ist durchaus hübsch, lächelt mit den Augen, hat das Haar zu einem Knoten gebunden und trägt Jeans. Sie dürfte in meinem Alter sein, vielleicht etwas jünger. Bola weiß, dass ich Single bin, und hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine Partnerin für mich zu finden. Das gefällt mir nicht, weil ... nun, wenn die Leute einen zu verkuppeln versuchen, stellen sie einem Menschen vor, mit denen man in ihren Augen hinreichend Überschneidungspunkte hat, um eine Beziehung führen zu können. Jedes Mal, wenn sie einem jemanden andienen, dann sagen sie damit etwas darüber aus, wie sie einen wahrnehmen. Wenn ich die Leute, die mir Bola vorstellt, nie mag, heißt das dann, dass sie mich nicht gut genug kennt oder dass sie mich zwar gut kennt, ich mich aber selbst hasse?

Ich setze mich und gehe einem Gespräch aus dem Weg, indem ich esse. Ich gehe Blickkontakten aus dem Weg, indem ich durch das Fernglas schaue.

Die Menge befindet sich auf dem Sanni Square. Normalerweise ist das ein weitläufiger Platz, gesäumt von Geschäften, die einzig und allein dem Zweck dienen, den auswärtigen Besuchern das Geld aus der Tasche zu ziehen, und von Cafés, in denen normalerweise müde alte Männer und Reiseleiter sitzen. Dahinter versteckt sich die Oshodi Street. Verfrüht wird ein Feuerwerkskörper gezündet, ein Versehen. Die meisten fangen erst nach der Öffnung an zu feiern. Die Oshodi Street ist ein gutes Plätzchen. Sie wird von der Kuppel erhellt, die uns alle in ihr sanftes blaues, elektrisches Licht taucht. Man kann die Außenwand der Kuppel gut betrachten, ohne geblendet zu werden, und aus solcher Nähe sieht man eine Flüssigkeit direkt unter ihrer Oberfläche wogen.

Die Ferngläser sind erstklassig, sie ermöglichen Infrarotsicht, und man kann sie so einstellen, dass sie Informationen über jede Person, die man ins Visier nimmt, an ein Implantat schicken - Informationsmarker, die über Laserpunktstrahler und Satellitendownloads funktionieren. Es ist ein bisschen wie in der Xenosphäre; ich schalte die Funktion ab, weil sie mich an die Arbeit erinnert.

Musik trägt durch die Nacht zu uns empor, doch es handelt sich um die unangenehme Kakophonie widerstreitender religiöser Fraktionen, lärmender Einzelner und der Kuppeltouristen. Größtenteils sind es trommelbegleitete Sprechchöre.

Ich würde schätzen, dass Tausende von Menschen gekommen sind. Sie haben alle möglichen Hautfarben und gehören den unterschiedlichsten Glaubensrichtungen an: schwarze Nigerianer, Araber, Japaner, Pakistaner, Perser, weiße Europäer und eine wilde Mischung weiterer Gruppen. Sie singen und beten, um die Öffnung herbeizuführen. Wie immer interessiert die Kuppel sich nicht für ihre Anbeter und Lästerer.

Manchen steht religiöse Verzückung ins Gesicht geschrieben, und sie bringen kein Wort heraus, während andere unentwegt Sprechchöre rufen. Ein Imam hat sich in einem anscheinend selbst gebastelten Geschirr von einem Dach herabgelassen und predigt durch eine Flüstertüte. Seine Worte gehen im Getöse unter, das Bedeutungen und Feinheiten schluckt und ein homogenes Tosen auskackt. Prägeleien brechen aus, werden aber innerhalb von Sekunden im Keim erstickt, weil niemand weiß, ob man »brav« sein muss, damit einem der Segen der Biokuppel zuteilwird.

Eine Barrikade versperrt den Zugang zur Kuppel, und bewaffnete Schutzleute beziehen davor Stellung. Die ersten Zivilisten stehen hundert Meter weiter, zurückgehalten von

einem unsichtbaren Gitter. Die Beamten sehen aus, als wären sie bereit, scharf zu schießen. Es wäre nicht das erste Mal. Der letzte Zwischenfall dieser Art liegt drei Jahre zurück, als die Menge eine bis dahin ungekannte Wildheit an den Tag gelegt hat. Siebzehn Tote, allerdings erhoben die Opfer sich nach der Öffnung gleich wieder. Man ... vernichtete sie zwei Wochen später, da sie eindeutig nicht mehr sie selbst waren. So etwas kommt vor. Das Fremdwesen kann den Körper wiederherstellen, aber nicht die Seele, das hat mir Anthony damals, 2055, vor elf Jahren, erklärt.

Vom scharfen Akara muss ich husten. Dabei schaue ich für einen Moment zum Himmel und sehe einen zunehmenden Dreiviertelmond, der sich tapfer darum bemüht, durch den Lichtsmog wahrgenommen zu werden.

Ich sehe die Presse beim Filmen, Reporter, die in Mikrofone sprechen. Hier und dort sind Amateurwissenschaftler, die ihre großen Abtastgeräte wie Finger auf die Kuppel richten. Skeptiker, wahre Gläubige und alle Abstufungen dazwischen sind vertreten, und alle sind höchst beschäftigt. Abgesehen von den klassifizierten Informationen über Empfänger und die Xenosphäre befinden sich der Großteil des Wissens über die Kuppel in der Public Domain, aber erstaunlicherweise haben die Revolverblätter und Verschwörungstheoretiker andere Vorstellungen. Ein großer Teil der Nachrichten lesenden Bevölkerung glaubt beispielsweise, dass das Fremdwesen ganz und gar irdischen Ursprungs ist, Ergebnis menschlicher biologischer Experimente. Natürlich existieren dafür auch »Beweise« im Nimbus. Es gibt Wissenschaftler, die zwar nicht zu den Gläubigen gehören, aber trotzdem weiter beobachten, Datenmaterial zusammentragen und ihre Forschung einfach nicht zu einem Abschluss bringen wollen. Es gibt diejenigen, die die

Kuppel für ein magisches Phänomen halten. Und von den Quasireligiösen will ich gar nicht erst anfangen.

Ich spüre ein sanftes Tippen an der Schulter und tauche aus meinen Gedanken auf. Aminat sieht mich an. Bola und ihr Mann haben sich etwas entfernt und sind nun nicht mehr in Hörweite.

»Und, was siehst du?«, fragt sie. Sie lächelt, als ginge es um einen Insiderwitz, bei dem sie sich noch nicht sicher ist, ob er auf meine Kosten geht.

»Menschen, die verzweifelt Heilung suchen«, sage ich.
»Was siehst du?«

»Armut«, sagt Aminat. »Spirituelle Armut.«

»Wie meinst du das?«

»Genau so. Vielleicht sind Menschen ja dazu bestimmt, von Zeit zu Zeit krank zu werden. Vielleicht kann man aus Krankheiten etwas lernen.«

»Hast du politisch etwas gegen das Fremdwesen einzuwenden?«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich habe keine politischen Ansichten. Ich betrachte die Themen nur gern aus allen Blickwinkeln. Stört dich das?«

Ich schüttele den Kopf. Am liebsten wäre ich gar nicht hier, und wenn Bola mich nicht eingeladen hätte, dann würde ich zu Hause rumsitzen und über meinen Cholesterinspiegel nachdenken. Aminat interessiert mich, aber nicht so sehr, dass ich in ihre Gedanken eindringen will. Sie versucht, ein Gespräch anzufangen, aber ich rede nicht gerne über die Kuppel. Warum lebe ich überhaupt in Rosewater? Ich sollte nach Lagos ziehen, nach Abuja oder Accra, an irgendeinen anderen Ort.

»Ich wäre auch lieber nicht hier«, sagt Aminat.

Einen Moment lang überlege ich, ob sie wohl meine Gedanken gelesen hat, ob Bola uns miteinander verkuppeln will, weil wir beide Empfänger sind. Dann wäre ich sauer.

»Lass uns einfach Bola zuliebe eine Schau abziehen. Am Ende können wir Telefonnummern austauschen, wir müssen ja nicht anrufen. Wenn sie morgen fragt, dann sage ich ihr, dass du interessant und aufmerksam warst, aber dass der Funke zwischen uns nicht übergesprungen ist. Und du sagst ...?«

»Dass ich einen schönen Abend hatte und dich mag, aber dass es nicht so richtig klick gemacht hat.«

»Außerdem sagst du, dass ich wunderschöne Schuhe und tolle Brüste habe.«

»Ähm ... na gut.«

»In Ordnung. Abgemacht. Hand drauf?«

Allerdings können wir nicht einschlagen, weil meine Hand fettig vom Akara ist. Stattdessen berühren wir einander mit den Handrücken. Wir sind Verschwörer. Ich stelle fest, dass ich sie anlächele.

Ein Tuten erklingt, und wir sehen einen dunklen Fleck auf der Kuppel, das erste Anzeichen der Öffnung. Der Fleck breitet sich aus. Ich hätte mir das schon öfter ansehen sollen. Die ersten paar Male habe ich es gemacht, aber nach fünf Jahren war es mir egal.

Der Fleck ist mehr oder weniger rund und hat einen Durchmesser von gut zwei Metern. Er ist schwarz wie die Nacht, wie Kohle, wie Teer. Er sieht aus wie einer von diesen dunklen Flecken auf der Sonne. Das ist der langweilige Teil. Es wird eine halbe Stunde dauern, bis erste Heilungen erkennbar werden. Im Moment spielt sich alles im unsichtbaren Bereich ab. Umherfliegende Mikroben. Die Wissenschaftler sind jetzt hektisch zugange. Sie nehmen Proben, um mit ihnen Kulturen auf Blut-Agar anzulegen. Zwecklos. Die Xeniformen wachsen nicht auf einem künstlichen Medium.

Alle auf dem Balkon Anwesenden bis auf mich holen tief Luft und versuchen, so viele Mikroben wie möglich

einzuatmen. Aminat löst den Blick von der Kuppel, dreht sich in ihrem Stuhl herum und küsst mich auf die Lippen. Der Kuss dauert nur Sekunden, und niemand sieht ihn, weil alle angestrengt auf den Fleck starren. Nach einer Weile bin ich mir nicht mal mehr sicher, ob es ihn wirklich gegeben hat. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich kann Gedanken lesen, aber Frauen verstehe ich trotzdem nicht. Oder Männer. Menschen. Ich verstehe die Menschen einfach nicht.

Weiter unten setzen die ersten verzückten Schreie ein. Es lässt sich unmöglich feststellen, welche Leiden zuerst an die Reihe kommen. Wenn man es nicht mit klar erkennbaren Deformationen oder Malen zu tun hat, mit Gelbsucht, Leichenblässe oder gebrochenen Knochen, dann gibt es keine sichtbare Veränderung außer dem Gefühlszustand des Geheilten. In den vorderen Reihen schlagen einige der jüngeren Pilger bereits Räder und weinen vor Dankbarkeit.

Ein Mann, den man auf einer Trage gebracht hat, steht auf. Zuerst ist er wacklig auf den Beinen, aber dann schreitet er beherzt aus. Selbst aus dieser Entfernung sehe ich den wilden Ausdruck seiner weit aufgerissenen Augen, das Flattern seiner Lippen. Wer neu hier ist, glaubt oft nicht, wie ihm geschieht.

Ähnliches wiederholt sich hier und dort und manchmal auch in Wellen, die die Menge durchlaufen. Triviales und Ungeheuerliches erfährt in gleicher Weise Heilung.

Der Fleck schrumpft nun wieder. Zuerst bemerken es nur die Wissenschaftler und ich. Deren Aktivitäten werden hektischer. Einer ruft den anderen etwas zu, ich bekomme allerdings nicht mit, worum es dabei geht.

Ich höre ein glockenhelles Lachen neben mir. Aminat wirkt entzückt. Sie hält sich die Hände drei Zentimeter vors Gesicht und ihre Wangen sind nass. Sie schnieft. Mir

kommt in den Sinn, dass sie vielleicht auch hier ist, um geheilt zu werden.

In diesem Moment bekomme ich eine Textnachricht. Ich schaue auf meine Handfläche, um sie auf der biegsamen, subkutanen Polymerschicht zu lesen. Es ist wieder meine Chefin.

Ruf sofort an, Kaaro. Das ist kein Witz.

KAPITEL 2

Rosewater: 2066



Es ist tief in der Nacht, als ich in Ubar eintreffe. Ich steige aus der letzten Bahn und stelle fest, dass bereits ein Wagen auf mich wartet. Ubar liegt zwischen dem Nord-Ganglion und der Stelle, wo der Fluss Yemoja am breitesten ist. Wir fahren eine Weile am Ufer entlang, um dann in eine der leeren Straßen zwischen den dunklen Gebäuden abzubiegen. Der Fahrer hält vor einem beeindruckenden Eisentor, wartet, bis ich ausgestiegen bin, und fährt wieder weg.

Ich betrete die Anlage, die zum Landwirtschaftsministerium gehört. Von außen betrachtet handelt es sich um ein einfaches zweistöckiges Gebäude mit der üblichen Beschilderung, einschließlich des angestaubten nigerianischen Wappens. Drinnen gibt es eine Rezeption und ein Großraumbüro. An einer Wand hängen gerahmte Fotos des Präsidenten, an der anderen welche von Jack Jacques, dem Bürgermeister Rosewaters. Alles ganz gewöhnlich. Die Türen öffnen sich sofort

summend für mich. Die Funkerkennung meines Implantats, das mich begleitet wie ein Krebsgeschwür, meldet mich an.

Ich gehe auf direktem Weg zum Fahrstuhl, der in die unteren Geschosse fährt. Die werden von Sektion 45, oder kurz S45, benutzt und überwacht. Kaum ein Mensch weiß auch nur das Geringste von dieser obskuren Regierungsbehörde. Ich habe nur deshalb von ihr erfahren, weil ich für sie arbeite. Davor war ich jemand, der Sachen findet und stiehlt.

Ein Teil meiner Arbeit für S45 besteht aus Verhören. Ich hasse Verhöre.

Es ist drei Uhr morgens, und wir sitzen in einem schwach erleuchteten Konferenzzimmer. Ich sehe mich zwei Agenten in schwarzen Anzügen gegenüber, die zu beiden Seiten eines nackt an einen Stuhl gefesselten Gefangenen stehen. Ihm sind die Augen verbunden. Die Agenten sprechen kein Wort, und ich weiß nicht, was für Informationen sie brauchen. Ich mache mir nicht die Mühe, in ihnen zu lesen, weil die Organisation sie ohnehin nicht geschickt hätte, wenn sie etwas wüssten. Die ganze Sache hat sich irgendein Bürokrat ausgedacht, der will, dass die Gedanken der Zielperson nicht durch irgendwelche Erwartungen kontaminiert werden. Sie wollen einfach nur, dass ich alle Informationen aus ihrem Kopf kopiere, wie wenn man ein Back-up von einer Festplatte anlegt. Das ist lächerlich und unmöglich, aber egal, wie viele Memos an die da oben ich verfasse, sie wollen ihre Verhöre jedes Mal genau so haben. Und ich mache sie jedes Mal auf meine Art.

Das Datenmaterial im menschlichen Kopf lässt sich nicht einfach abspulen.

Der Mann vor mir ist schwarz, unverletzt, muskulös und atmet krampfartig. Gelegentlich sagt er auf Kanuri oder Hausa »Bitte«. Einige Male versucht er es auch auf Igbo

oder Yoruba, aber ich bin mir nicht sicher, ob er auch nur eine dieser Sprachen fließend beherrscht. Aus einem gewissen Unwohlsein heraus halte ich einen Meter Abstand von ihm. Ich nehme Verbindung zur Xenosphäre auf. Erst einmal stelle ich fest, dass er kein Empfänger ist. Sein Selbstbild entspricht dem des Mannes im Stuhl. Das ist gut – es bedeutet, dass wir nicht die ganze Nacht hier verbringen werden.

Der Mann hat Gewalt im Kopf. Ich sehe zwei Männer, die anscheinend in einem Hinterhof einen dritten zusammenschlagen. Die beiden treten und schlagen abwechselnd zu, während ihr Opfer versucht, sich auf den Beinen zu halten und schützend die Unterarme hebt. Der Mann ist zerschunden, schmutzig und blutet aus Mund und Nase. Er wirkt nicht verängstigt. Wenn überhaupt macht es den Eindruck, dass er sich über seine Folterer lustig macht. Seine Angreifer sind uniformiert und dunkelhäutig und tragen Baretts und Sonnenbrillen, die dem Zweck dienen, sie praktisch gleich aussehen zu lassen. Sie gehören anscheinend nicht zur nigerianischen Polizei oder Armee, zumindest nicht den Uniformen nach zu urteilen. Bei näherem Hinsehen wirken die Uniformen selbst gemacht, wie bei einer Miliz. Sie haben keine Waffenhalter, aber einer hat hinten am Rücken eine Pistole im Gürtel stecken.

Noch etwas ist seltsam: Ich kann weder den Hinterhof riechen, noch den Staub, den die drei Männer aufwirbeln. Auch den Geschmack von Blut habe ich nicht im Mund, obwohl das Opfer ihn haben sollte, und auch nicht den Schmerz an den Knöcheln beim Zuschlagen, wie ihn die Angreifer verspüren müssten. Stattdessen steht das Bild in Verbindung mit dem Geschmack von Essen und Trinken, nämlich Kuli-Kuli und Bier. Außerdem höre ich immer wieder Musikfetzen von einem billigen Keyboard.